

**Stefanie Ackermann,
Ian Clewe,
Adrianna Liedtke**
04.07.2018, Berlin

IC Stefanie, Du hast nach dem Studium sofort eine Anstellung gefunden. Hast Du Dich selbst bei Agenturen beworben?

SA Einen Tag nach meiner Abschlussausstellung hat mich ein Freund gefragt: »Kennst Du jemanden, der gerade Zeit hat? Wir haben ein Projekt in der Agentur und brauchen kurzfristig jemanden, der da einspringen kann.« Und so habe ich tatsächlich zwei Tage später als Freelancerin dort angefangen. Es war ein fließender Übergang, ohne dass ich mich aktiv bewerben musste. Das erste Projekt lief über vier Wochen, dann kam noch etwas Neues hinzu und mir wurde gesagt, da könne man mich auch gebrauchen. Zwischen Freelancen und Festanstellung habe ich mal nachgefragt: »Wollt Ihr denn vielleicht mal mein Portfolio sehen?« Ich denke mittlerweile, es wäre vielleicht besser gewesen, wenn sie das am Anfang in einem klassischen Bewerbungsgespräch gesehen hätten. So habe ich jetzt noch oft das Bedürfnis, zu erklären, aus welcher Richtung ich eigentlich komme und was meine eigenen Ansprüche an die Arbeit sind. Das hat dazu geführt, dass ich mich in einer Arbeitssituation befinde, in der in den Eindruck habe, dass es zwischen der Agentur und mir eine gewisse Diskrepanz in Bezug auf die Vorstellung von bestimmten Arbeitsprozessen gibt. Aber für diese Situation bin ich absolut selbst verantwortlich. Der fließende Übergang war trotzdem gut, weil ich nach dem Studium nicht in ein Loch gefallen bin, also nicht komplett in der Schwebelage war, auch nicht finanziell und ohne geregelten Tagesablauf. Das hätte diese Phase härter gemacht. So bin ich zwar noch ein

bisschen verloren und denke, ich weiß noch nicht, wo ich mich da jetzt in der Arbeitswelt einordnen möchte. Aber dass der Übergang weich war, das hat einiges abgefedert.

IC Ich glaube nicht, dass die von Dir beschriebene Diskrepanz nur in Deiner Verantwortung liegt. Die Tatsache, dass die Sache so kurzfristig zustande kam, die sagt natürlich auch ganz viel aus über deren Arbeitsweise.

AL Es kommt ja auch darauf an, wie die Arbeitgeber ihr Profil sehen. Oder ob sie überhaupt ein starkes Profil haben.

SA Mein Eindruck ist, dass die Agentur gerade dabei ist, ihr Profil zu schärfen. Beziehungsweise sie befindet sich in einer Umbruchphase, weil sie momentan wächst und Auftragsarten und Arbeitsweisen sich verändern. Der Freund, durch den ich da hingekommen bin, ist zum Beispiel schon nicht mehr dort.

IC Was Dich natürlich an einem komischen Ort zurücklässt.

SA Naja, das ist momentan nicht schlimm, weil ich ja auch weiß, dass mein erster nicht mein letzter Job sein wird.

IC Bist Du dort in einer Festanstellung oder als Freelancerin?

SA Ich bin mittlerweile in einer Festanstellung und arbeite seit einiger Zeit in Vollzeit von Berlin aus weiter für die Agentur in Stuttgart. Dadurch fasse ich

professionell in Berlin nicht so richtig Fuß, weil ich mich ständig damit beschäftige, was in Stuttgart passiert. Auch die Zusammenarbeit ist natürlich eine ganz andere, wenn ich alleine weit weg sitze und alles über das Telefon und über E-Mails läuft. Das ist eigentlich nicht, wie ich am besten funktioniere und arbeite. Gleich nach dem Studium den Anschluss zu finden und die Chance zu haben, beim einem Aufbau der Agentur in Berlin dabei zu sein, schätze ich. Aber ich frage mich, ob ich diese Chance um jeden Preis wahrnehmen muss? Und da bin ich halt mittlerweile an einem Punkt, an dem ich sage, ich muss das nicht. Auch wenn das längerfristig vielleicht bedeutet, dass ich kein festes monatliches Einkommen habe und andere Sachen wieder schwieriger werden.

IC Hast Du das Gefühl, mit dem Profil, das Du Dir im Studium erarbeitet hast, dieser Situation irgendwie gerecht werden zu können?

SA Du meinst, mit diesem Profil aus dem Studium der Arbeit gerecht zu werden? Ja. Ich habe sogar manchmal das Gefühl, dass ich im Studium zu viel gelernt habe für das, was es dann später tatsächlich erfordert. Das heißt nicht, dass ich das Gelernte nicht bei der Arbeit einsetze. Aber das heißt, dass ich gerne mehr Zeit hätte, um recherchieren zu können und mich auf einer anderen Ebene mit der Materie auseinandersetzen als es der Zeitplan eines Projektes erlaubt. Nicht, dass die Aufgaben irgendwie einfacher werden, überhaupt nicht. Weil es eben superknappe Deadlines gibt und so

weiter. Aber das ist einfach eine ganz andere Arbeit als im Studium.

AL Also denkst Du, dass Du zwar irgendwie total gut ausgebildet warst, aber eigentlich auch nicht? Weil Dich das in eine Situation geführt hat, in der Du eigentlich etwas anders machen willst, nicht unbedingt unrecherchiert und unvorbereitet in die Projekte reingehen willst? Ich kenne das von Freunden, die handfestere Sachen studiert haben als ich, die jetzt Kreativberufe haben und sich im Verhältnis zu dem, was ihnen im Studium vermittelt wurde, von der Arbeitswelt eingeschränkt fühlen.

SA Ich glaube nicht, dass mir im Studium die Illusion verkauft wurde, dass ich später eins zu eins so arbeiten kann wie im Seminar. Deshalb gibt es ja auch das Praxisssemester. Ich habe zwei sechsmonatige Praktika gemacht. Das erste bei L2M3, dem Gestaltungsbüro von Sascha Lobe, der selbst Typografie in Offenbach unterrichtet, was sich auch in seiner Arbeitsweise widerspiegelt. Das zweite war bei Manuel Bürger, der auch von der Merz Akademie kommt und natürlich eine eigene Art und Weise hat, an Sachen zu arbeiten. Beides kann man aber nicht vergleichen mit einer Design- oder Werbeagentur wie der, bei der ich jetzt bin. Ich wurde nicht so ausgebildet, zu arbeiten, wie ich es jetzt tue, das stimmt schon. Aber ich finde auch nicht, dass es falsch war, dass ich so ausgebildet wurde. Weil ich glaube, dass mir die Ausbildung ermöglicht, meine Kompetenzen in andere, werblichere Kontexte zu übersetzen. Das heißt natürlich nicht, dass diese Arbeit mich

genau so zufrieden macht. Das ist sicherlich ein Problem.

IC Du hattest im Vorgespräch angesprochen, dass Du gerne mehr Zeit in eigene Projekte stecken würdest. Die Befähigung oder überhaupt das Interesse, an eigenen Projekten zu arbeiten, ist ja nicht unbedingt jedem Grafiker oder Designer gegeben. Ich stelle mir Grafik vielfach eher anwendungsbezogen vor: Man wartet auf die Aufträge, die einem gegeben werden, um diese dann möglichst gut oder schnell zu erfüllen, in welcher Form auch immer. Dagegen die Vorstellung zu haben, mit dem Knowledge und den Fertigkeiten, die man als Grafiker_in hat, etwas Eigenes machen zu wollen, das ist, glaube ich, schon etwas sehr Spezifisches, das auch mit der Ausbildung zu tun hat, die Du absolviert hast.

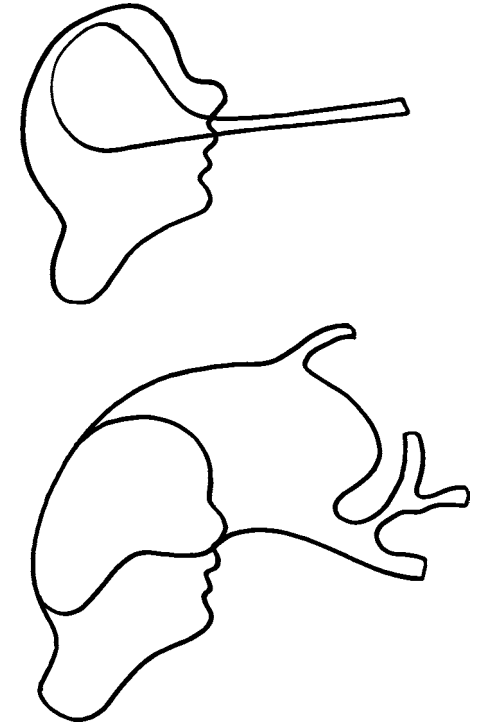
SA Ja, auf jeden Fall. Mein Freundeskreis besteht vielleicht zu siebzig Prozent aus Dienstleistungskreativen. Und von denen haben vielleicht fünfzig Prozent das Bedürfnis, auch mal etwas Eigenes zu machen oder machen das auch. Es ist ja auch die Frage, was das bedeutet – als Grafiker_in etwas Eigenes zu machen. Nicht jede_r versteht sich als Autor_in. Bei vielen gibt es auch einfach den Wunsch, Entscheidungen selbst zu fällen. Etwa zu entscheiden, für welche Kunden oder an welchem Thema möchte ich überhaupt arbeiten. Also Entscheidungen zu treffen, die nicht direkt etwas mit der grafischen Kompetenz zu tun haben, sondern schon wieder auf die Person zurückgehen – die Verantwortung für die eigene Arbeit.

IC Verantwortung ist ein guter Begriff. Verantwortung, aber vielleicht auch Sinn und Gespür für die Relevanz von dem, was man macht.

AL Kennst Du viele Leute in Deinem Alter, die so arbeiten? Die die Möglichkeit haben, eigenverantwortlich und an eigenen Projekten zu arbeiten und damit überleben können?

SA Das ist schwer. Ich kenne ein paar Gleichaltrige, die selbstständig sind und immer wieder coole Sachen machen, die sie gerne tun und die bezahlt sind, bei denen sie aber dennoch viele Freiräume haben. Und für die sie angefragt werden, weil sie als Person gefragt sind. Dabei geht es nicht bloß um die pure Dienstleistung, sondern die Leistung wird rückgebunden an die Person. Da kommt dann aber meistens nicht genug Geld rum, das heißt, sie machen dann doch die Hälfte der Woche Geldjobs und freelancen auch für weniger spannende Sachen, arbeiten Dinge ab und sind hier wiederum sehr ersetzbar. Sie finden das, glaube ich, nicht schlimm. Ich fände das auch nicht schlimm, denn von irgendetwas muss man ja die Miete zahlen. Und das ist auf jeden Fall ein Kompromiss, der einem zumindest ein gewisses Maß an professioneller Freiheit ermöglicht.

IC Du hast von Freiräumen gesprochen, die gefragte Personen in der Grafikszenen haben. Hast Du das Gefühl, dass das in Deinem Studium eine Rolle gespielt hat? Dass es da vielleicht weniger um die Vermittlung von handwerklichen Skills oder um eine Berufsvorbereitung ging, sondern vielmehr darum, dich als



Designer- oder Grafiker_innenpersönlichkeit auszubilden?

SA Ich hatte nicht den Eindruck, dass das Studium speziell darauf ausgerichtet wird, sondern dass es automatisch passiert. Auch dadurch, dass man sich ständig damit befasst, was das eigentlich bedeutet, wie man gerade tätig ist. Ich glaube, durch diese Reflexionsebene entwickelt man eine Haltung zu dem, was man macht. Und dadurch kommt dann dieses Selbstverständnis als Person. Aber natürlich erlernen wir im Studium auch handwerkliche Fertigkeiten.

IC Ich meinte auch nur, dass es nicht *allein* darauf hin ausgerichtet ist. Sondern in der Ausbildung bestimmte Subjektivierungsprozesse stattfinden, die sich auch auf die Gegebenheiten und Erfordernisse einer bestimmten Berufswelt ausrichten lassen. Oder die man etwa unter so einem Begriff wie Autorschaft funktional machen kann.

AL Die Frage ist natürlich, was die Subjektivierungsprozesse eigentlich bedeuten, wenn man knallhart in die Situation kommt, dass man auf dem freien Arbeitsmarkt eine Dienstleistung anbieten muss. Und darauf hofft, dass sie irgendwo angenommen wird oder man eine Anstellung findet, in der man seine Dienstleistung erbringen kann. Weil du auf der einen Seite natürlich irgendwie deine Persönlichkeit herausbilden sollst, diese dann aber komplett aufgesaugt wird von einem System, das man entweder ablehnt oder annimmt. Und dann ist dieses Individuelle und

Eigene, das man da so herausgebildet hat, natürlich nicht mehr so individuell.

IC ... oder wird zum Störfaktor.

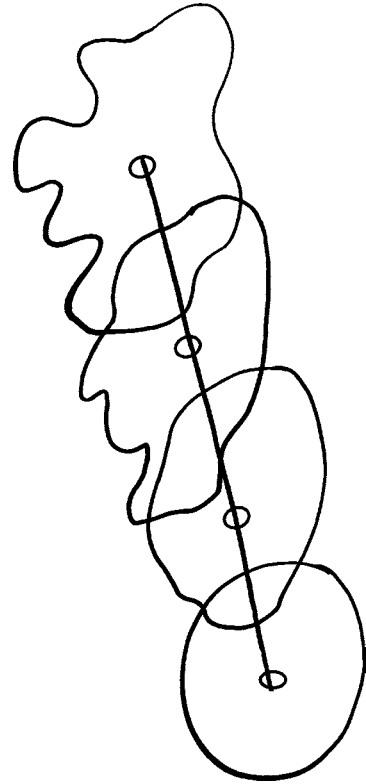
AL Ja, da wo es wirklich individuell und eigen wird. Da, wo du dich identifizierst mit diesen individuellen Fertigkeiten, die du dir angeeignet hast und die sehr nützlich sind, da ist es natürlich kein Störfaktor. Da, wo du aber nicht funktionierst, wo du entscheidest, dass du vielleicht doch lieber nur drei Tage in der Woche für eine Firma arbeiten willst – während sie sich vorstellen, dass du vielleicht die nächsten fünf Jahre an einem neuen Ort ein Büro aufbaust und vielleicht die Büroleitung übernimmst für drei andere, die dann in der Situation sind, in der du jetzt bist oder vor ein paar Monaten warst. Da ist das dann natürlich störend, wenn du sagst: »Nein, so stelle ich mir das nicht vor.« Wenn du diese tatsächlich individuellen Entscheidungen triffst, dann passt das natürlich nicht so gut.

Ich finde es wirklich interessant, dass einem im Studium oft der Eindruck von Gleichheit vermittelt wird – alle sind im Studium mehr oder weniger gleich. Diese Beobachtung hat etwas mit meinen konkreten Studienerfahrungen zu tun, aber auch sehr stark damit, dass ich eine Frau bin. Als ich in England studiert habe, hatte ich den Eindruck, dass unsere Professoren und Tutoren überhaupt nicht zwischen den einzelnen Studierenden unterscheiden. Und ich glaube, dass das an der Merz Akademie auch anders ist als zum Beispiel an der Kunstakademie in Stuttgart, an der ich

ebenfalls studiert habe. Wenn du an der Kunstakademie deine Arbeiten in der Klasse präsentierst, dann ist das eine Art organischer Prozess, natürlich eine Machtstruktur, in der die eine zwanzig Minuten bekommt, um ihre Arbeit vorzustellen. Und die andere halt zwei Stunden. Schon bei der Zeit und den Körpern im Raum, die diese Zeit da verbringen, besteht keine Gleichheit. In England hat es dagegen sehr viel Equality gegeben. So hast du dort einen einstündigen Slot und wenn es nichts zu sagen gibt zu deiner Arbeit oder die Gruppe nichts findet, worüber zu sprechen ist, oder wenn der Tutor deines Face-to-Face-Tutorials nichts findet, dann wird diese Stunde trotzdem irgendwie verbracht und ausgesessen. Der Umgang mit den Studierenden war sehr auf Gleichheit und Gleichbehandlung ausgerichtet und es ging viel mehr um unsere Arbeit als um unsere Persönlichkeit. Doch die Welt draußen ist natürlich überhaupt nicht so. Also ist das eine Illusion und etwas, was sehr akademisch ist – dass Frauen und Männer gleich sind, dass es irgendwie egal ist, wie alt du bist – ob du 45 bist oder 25 –, weil du eben Student_in unter Student_innen bist.

IC Im akademischen Feld gibt es schon eine große Sensibilität für diese Belange, die anderswo leider keine großen Wellen schlägt.

AL Und auf dem akademischen Arbeitsmarkt ist es gar nicht equal. Es gibt noch immer viel mehr Dozenten als Dozentinnen. Ansonsten mache ich die Beobachtung, dass meine männlichen Kommili-



tonen bei Jobs tatsächlich mehr in der Stunde verdienen. Was bedeutet, dass weniger ihrer Arbeitskraft enteignet wird und sie mehr Energie und Zeit haben, um an eigenen Projekten zu arbeiten. Die Frauen haben weniger Zeit und die Konsequenz daraus ist natürlich, dass sie weniger produzieren können. Und wenn du weniger produzierst, dann kannst du auch weniger gezeigt werden, weil einfach weniger da ist, das gezeigt werden kann. Es ist nicht so, dass mir jemand solche Abläufe aktiv verheimlicht hätte, doch die waren im Studium einfach kein Thema.

SA Mich würde es interessieren, inwiefern Ihr das in Deinem Umfeld untereinander thematisiert.

AL Das ist natürlich ein Thema und meinen männlichen wie auch meinen weiblichen Kollegen absolut klar. Wir haben ein Supportsystem, in dem wir uns gegenseitig Jobs zuschieben. Aber in diesem Supportsystem werde ich mehr von Frauen als von Männern unterstützt, wobei das nicht ausschließlich ist. Dieses gegenseitige Hinweisen auf Jobs, die verfügbar sind, oder das Empfehlen von jemandem, das gibt es schon – aber auch das steht wieder unter dieser Illusion von Gleichheit und dessen, dass es eigentlich um individuelle Fähigkeiten geht. Nach dem Studium hatte ich noch nicht so klar vor Augen, wie ungerecht das eigentlich alles ist, besonders gegenüber Frauen, die Fähigkeiten haben und selbstverständlich so gut ausgebildet sind wie ihre männlichen Kollegen, manchmal besser, weil du einfach mehr Leistung

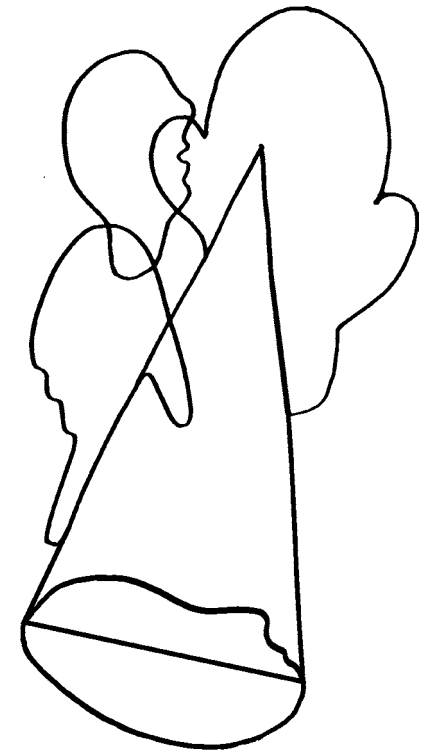
bringen musst, um annähernd die gleiche Anerkennung zu bekommen.

IC ... um die strukturelle Ungleichheit zu kompensieren.

AL Absolut. Man muss eigentlich fünfmal so schnell rotieren und ist immer noch nicht da, wo andere sind. Ich habe zum Beispiel fürs Filmen einer Performance mal einen männlichen Kommilitonen empfohlen. Ich dachte, der ist perfekt, denn er hat das vorher schon gemacht, hat die Fähigkeiten. Und dann kommst du darauf, dass er das vorher schon gemacht hat, weil vorher auch schon andere an ihn gedacht haben. Danach habe ich für mich beschlossen, in Zukunft immer zuerst all meine fähigen Freundinnen abzuklappern und ihnen diese Jobs anzubieten. Und erst danach an meine männlichen Kommilitonen zu denken. Diese Schiene fahre ich jetzt, und ich glaube, es geht auch vielen meiner ehemaligen Kommilitoninnen so. Wir versuchen, das so zu machen. Das ist gegen die Wogen der Ungerechtigkeit in der Welt da draußen natürlich ein kleiner Tropfen auf den heißen Stein. In der Arbeitswelt vor allem, aber natürlich auch in der sozialen Welt. Ich treffe mich regelmäßig mit ehemaligen Kommiliton_innen, wir checken, wie es uns geht, was wir machen. Und vor allem auch, wie es mit den Jobs ist: »Was arbeitest Du gerade? Wie ist das? Wie viel musst Du arbeiten?« Das sind immer die harten Fakten. Von Frauen wird oft erwartet, dass das ein bisschen Selbstverwirklichung ist. Bei Männern ist das professionelle Arbeit.

IC Schlagen sich diese konkreten Erfahrungen auch direkt in Eurer eigenen Arbeit nieder? Finden sie eine Materialisierung? Verändert sich beispielsweise die Arbeitsweise? Stefanie sagt ja, dass es jetzt auf einmal ganz andere Deadlines gibt und dass sie idealerweise anders an die Projekte herangehen würde, mehr recherchieren würde. Habt Ihr das Gefühl, dass das die Formen verändert, die dabei entstehen?

AL Ich kann sagen, dass sich eine Sache natürlich verändert hat. Das Studium ist ein Freiraum gewesen, in dem ich – zumindest in London – sehr viel Geld gezahlt habe. Aber es war trotzdem ein Freiraum, in dem ich nicht daran gedacht habe, wie lange ich an etwas arbeite oder wieviel ich da jetzt hinein investiere, sei es Zeit oder Geld. Wenn ich heute zum Beispiel eingeladen werde, zu performen, dann ist das manchmal immer noch unbezahlt oder oft nur sehr gering bezahlt, und ich bin natürlich nicht in der Position, diese Einladungen auszuschlagen. Wenn sie von Institutionen oder Offspaces kommen, gegen die ich ideologisch nichts einzuwenden habe, dann kann und möchte ich nicht ablehnen, aber ich muss schon viel ökonomischer denken. Wenn ich wenig für eine Performance bekomme, dann sage ich jetzt ganz offen, dass das in Ordnung ist. Ich weiß, wie die Situation ist, die haben auch oft kein Geld. Aber wenn ich weniger Geld bekomme, dann kann ich nur eine kleinere Arbeit machen und entwickle vielleicht nicht eine einstündige immersive Performance und zwei Talks danach, sondern mache etwas Kürzeres. Das ist eigent-



lich ganz schön crazy, wenn man überlegt, dass ich Kunst mache. Aber es ist eben ein Abwägen von vielen verschiedenen Faktoren. Ich musste auch schon sagen: »Du, wenn ich jetzt nur fünfzig Pfund für die Materialkosten bekomme, dann ist das natürlich nicht sehr viel und dann ist das einfach das, was ich zur Verfügung habe für Material.« Ich bin nicht in der Situation, das aus der eigenen Tasche bezahlen zu können. Und dann kann man natürlich auch nachverhandeln – oder auch nicht. Ich bin schon stark von diesen ökonomischen Bedingungen geprägt. Ganz anders als im Studium, als ich immer für mich gearbeitet habe und eben nicht gedacht habe, jetzt habe ich dieses 150-Pfund-Limit und innerhalb dessen möchte ich bleiben. Wenn es dann 300 Pfund kostete, habe ich versucht, das Geld aufzutreiben, weil ich dachte, das ist doch meine Arbeit und ich will sie machen. Heute habe ich, wenn ich irgendwo eingeladen werde, schon das Gefühl, dass ich die Arbeit nicht nur für mich, sondern auch für die Institution, den Offspace oder wen auch immer mache. Ich unterscheide zwischen Arbeiten, die ich für bestimmte Anlässe produziere. Oder ich passe Arbeiten, die schon existieren, an den jeweiligen Kontext an. Nicht nur im negativen Sinne des Angleichens, sondern den Kontext mitreflektierend und dann Teile der Arbeit verändernd. Das mache ich durchaus auch gerne, das gibt mir viele Impulse und die Möglichkeit, diesen Kontext mitzugestalten.

SA Ich weiß nicht, ob das bei Dir auch eine Rolle spielt, aber ich denke den

Kunden immer schon mit. Ich denke von vornherein, wie ich das zu einem Ergebnis bringen kann, mit dem der Kunde zufrieden ist. Das ist eigentlich der größte Unterschied – dass es am Ende nicht mehr darum geht, ob es mir reicht. Und es ist halt oft der Fall, dass ich ein Projekt an einem Punkt beende, an dem ich noch nicht zufrieden bin. Das hat vielleicht auch mit unrealistischen Ansprüchen an mich selbst zu tun. Aber das sind ja Ansprüche, die sich in meinem Studium herausgebildet haben und die ich jetzt – unter den veränderten Bedingungen – nicht mehr erfüllen kann, vor allem zeitlich. Ich bekomme einen Projektplan und ein Timing vorgelegt und werde gefragt, ob ich denke, dass das machbar ist. Meistens sage ich: »Es ist knapp, aber das bekommen wir schon hin.« Das bedeutet auch immer: Ich weiß ganz genau, ich werde es nicht so machen, wie ich es machen würde, wenn ich selbst den Zeitplan aufgestellt hätte. Nur spielt das in dem Moment einfach keine Rolle. Es ist dem Kunden ja auch völlig egal, ob ich am Ende zufrieden bin mit meiner Arbeit. Wichtig ist, dass er zufrieden ist, dass er wiederkommt. Das ist jetzt eine banale Aussage, aber das verändert ganz viel.

AL Das finde ich auch. Die Kunstwelt, in der ich mich bewege, ist nicht die ideale Welt, in der ich einfach für mich arbeite und jemand mich einlädt. Das ist vielleicht so, wenn du Joan Jonas bist. Da wirst du dann gefragt aufgrund deiner Position, der Person, die du darstellst. Wegen des Raumes in der symbolischen Ordnung der Kunstwelt, den du ein-

nimmst, und wegen der Arbeit, die du über Jahrzehnte produziert und etabliert hast. Das ist eine andere Situation als wenn du irgendwie am Anfang bist – zwischen dem Anspruch deiner Arbeit, den Notwendigkeiten, die sich aus der Arbeit heraus entwickeln, den Interessen, die du da verfolgen willst, weil du aus der Arbeit heraus verstehst, dass es genau das ist, wo du gerade weiterziehen oder drücken willst, und eben Leuten, die sagen: »Vor zweieinhalb Jahren habe ich diese und jene Performance von Dir gesehen.« Oder jemand hat ihnen von deiner Arbeit erzählt, und das ist dann irgendein Video, das du vor fünf Jahren gemacht hast. Und dann heißt es: »Ich mache jetzt diese oder jene Ausstellung und da passt das ganz gut rein.« Während du mit deiner Arbeit, deinen künstlerischen Aktionen und im Leben natürlich oft an einem ganz anderen Punkt bist. Zu versuchen, da anzuknüpfen, das ist wie mit einem Kunden. Ich habe das im Studium von einer Kuratorin gelernt.

IC Liegt da strukturell ein ähnliches Problem vor, wie es Stefanie in der Agenturarbeit ausgemacht hat? Und hast Du das Gefühl, dafür zu gut ausgebildet zu sein? An den meisten Kunst- und Gestaltungshochschulen gibt es ja ganz spezifische Theorieangebote, durch die man womöglich analytische Tools und ein gewisses Vokabular in die Hand bekommt, die man dann auch in der eigenen Arbeit und im Diskurs um die Arbeit herum nutzbar machen kann, die aber für bestimmte Zusammenhänge in der bildenden Kunst einfach auch ein bisschen zu komplex sind und dann

als zu kompliziert wahrgenommen werden oder immer wieder sehr stark heruntergebrochen und vermittelbar gemacht werden müssen.

AL Die sind komplex und gleichzeitig auch gar nicht komplex. Ich glaube, dass sich eine bestimmte Sprache herausbildet, wenn du auf einem komplexen diskursiven Level etwas in einer Gruppe etablierst – das ist, was bei mir in Stuttgart passiert ist, was ich aber auch aus London kenne, mit meinen Kollegen, die mit mir studiert haben. Wenn die Gruppe relativ klein ist und das über einen relativ langen Zeitraum geht, dann wird das zu einer Art Privatsprache, die auf ihre Art und Weise sehr funktional und fast schon ein künstlerisches Projekt ist, aber für andere, also für Leute von außen, schwer zugänglich ist. Und damit kommen wir dann in die Bereiche von Kunstvermittlung und in dieses ganze Feld dessen, wie Zugang geschaffen und möglich wird.

IC Und zu der Frage, wie exklusiv das, was ich da mache, eigentlich ist.

AL Absolut. Mein Gespräch mit der Kuratorin lief jedenfalls darauf hinaus, dass sie gesagt hat: »Du versuchst einfach immerzu, Deines zu vermitteln. Aber warum fragst Du denn nicht den Anderen, was er eigentlich will?« Und das, was Du, Stefanie, gerade mit dem Kunden beschrieben hast, das ist eigentlich genau das, was sie mir geraten hat: Warum sehe ich die Kuratoren nicht als Kunden an und frage sie, was sie eigentlich wollen. Und das Schockierende ist, dass das natürlich

total gut funktioniert. Ich dachte, naja, ich bin total frustriert von diesen Kuratorengesprächen und habe nichts zu verlieren, schlimmer kann es gar nicht mehr laufen. Seit ich das so mache, fühlen die sich natürlich bedient. Und es funktioniert, sie geben mir mehr Freiraum.

IC Ich fände es spannend, hier ein Motiv von Jacques Lacan einzubeziehen, nämlich eine Stelle, in der er von einem nicht weiter bestimmten Maler spricht und fragt, was diesen eigentlich dazu bewegt, Bilder zu malen. Die Antwort Lacans lautet: der gefräßige Blick des Betrachters, dessen Schautrieb durch das Gemälde gestillt werden soll. So, dass er, metaphorisch gesprochen, seine Waffen niederlegen kann. Er bringt das auf die Formel: »Du willst also sehen. Nun gut, dann sieh das!« Und die Frage, die dabei natürlich evoziert wird, ist: »Warum denn nun genau das – und nicht etwas ganz anderes?« Hier herrscht eine Asymmetrie vor, die für die künstlerische Arbeit ganz wesentlich ist, wobei das im Design wohl nicht grundsätzlich anders ist. Das, was man macht, richtet sich ja ohnehin in irgendeiner Art und Weise an ein Außen, an Erwartungen, ganz gleich, ob reale oder projizierte, selbst wenn dieses Außen sich nur in Form eines imaginären Betrachters bemerkbar macht – was ja schon spannend genug ist, wenn man bedenkt, dass die eigenen Begehren ja zumeist so eigen gar nicht sind. Auch richtet sich – in unserer durchökonomisierten Welt – die künstlerische Produktion an ganz funktionalen Anforderungen, Wünschen und Begehren aus, denen

es scheinbar zu entgegenen gilt. Jede Arbeit ist also schon eine Antwort auf einen Demand, auf eine Anrufung, bewusst oder unbewusst, real oder imaginiert. Und das, was gerade scheinbar gerne gesehen wird, das, was die Leute sehen wollen, wird in und von der eigenen Arbeit mitkonstruiert. Das ist natürlich spannend und tricky zugleich, weil es an genau diesem Scharnier viel Potential für ästhetische und künstlerische Eingriffe und Abweichungen gibt, am Ende aber doch in den meisten Fällen ganz reaktionär gehandelt – oder auch bedient – wird. Und zwar genau deshalb, weil es eben so gut funktioniert, diese kommunikative Lücke zu füllen, indem man den anderen einfach fragt, was er eigentlich will. Oder ihm das anbietet, was ohnehin gerade gewollt wird. Das sind so richtige Kurzschlüsse, die allerdings leider oft genug von Erfolg gekrönt werden und Karrieren begründen.

AL Das ist lustig, dass Du das sagst. Weil es in meinem Studium in Deutschland – sowohl in Stuttgart als auch in Hamburg – nie ein Thema war, wir nie groß darüber gesprochen haben, was Betrachter_innen oder Partizipierende von einer Arbeit haben. In meinem jetzigen Masterstudium in London ist das ganz anders, da wird das immer mitreflektiert. Die konstante Frage ist: »Wer ist eigentlich Deine Hörschaft?«

SA ... Deine Zielgruppe!

AL Ja, die Zielgruppe! Aus Deutschland kommend, war es für mich sehr überraschend, damit so direkt konfrontiert zu

sein. Von einem Tutor die Frage gestellt zu bekommen: »Wen adressierst Du eigentlich, wer wird das sehen, was sollen diese Leute denken?« Und du denkst dir nur, naja, für die muss ich die Arbeit nicht tun.

SA Das legt aber vielleicht auch etwas offen, was ohnehin da ist.

AL Genau. Im deutschen Kunststudium ist viel stärker die Illusion vermittelt worden, dass man das für sich macht. Und dass es um generelle Fragen geht, die dann so ganz allgemein gesellschaftlich irgendwie relevant sind, oder es wird sich noch zeigen und herauskristallisieren, dass sie relevant sind – »Nein!« Das ist auch die Antwort auf die Frage danach, ob sich das in meiner Arbeit niederschlägt. Ich bin viel nüchterner und realistischer in meiner Arbeit. Und diese Nüchternheit ist natürlich nicht so angenehm und so lustbeladen wie die Vorstellung, dass man sich einfach auslebt und nicht auf die Bedingungen achtet und die ideale Kunst eine ist, die bedingungslos gemacht wird. Aber die Realität ist natürlich, dass es immer Bedingungen gibt. Du kannst dich selbstverständlich der Illusion hingeben, dass das nicht so ist. Natürlich hätte ich gerne mehr Zeit und mehr Raum und mehr Geld und alles Mögliche, doch selbst das wären ja auch bestimmte Bedingungen. Es gibt diesen bedingungslosen Raum, in dem man so vor sich hinarbeitet, einfach nicht. Und das anzunehmen, ist natürlich ernüchternd und nicht so sexy wie die lustbeladene Vorstellung, supergenial bei tollem Wetter und ganz viel Raum irgendwo

vor sich hinzuarbeiten. Aber diese Nüchternheit ist eben auch sehr produktiv.

IC Natürlich gibt es das Phantasma des eigenen Unbedingten, aber das ist eben ein Phantasma und reibt sich an ganz vielen Stellen mit der Realität. Und oft wird es eben genau an den Stellen produktiv, an denen diese Reibungen stattfinden.

SA Ich finde es enorm wichtig, dass Raum für Entwicklung da ist, dass man diesen schafft und behauptet! Auch wenn man vielleicht von vornherein weiß, dass man an den selbstgewählten Aufgaben verzweifeln wird oder dass man nicht »irgendwo ankommt«.

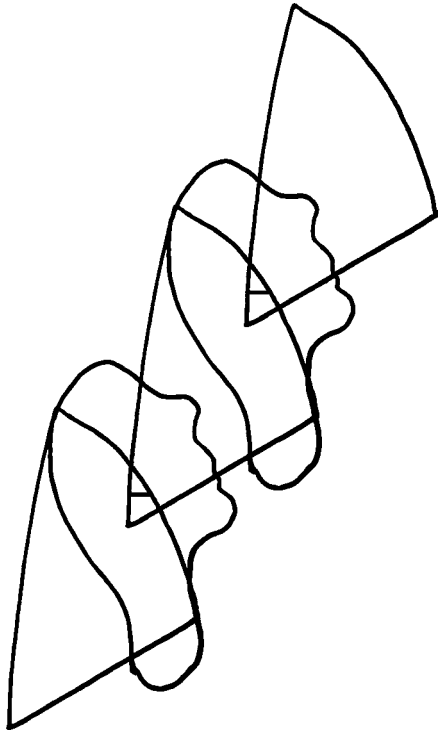
AL Das Nicht-Ankommen und Verzweifeln finde ich auch sehr wichtig. Das ist nämlich nicht ein Scheitern an den Ansprüchen des Kunden oder des Kurators oder wen man auch immer bedient oder mit wem auch immer man da zusammenarbeitet. Sondern es ist ja eher ein Scheitern an den eigenen Ansprüchen. Diese Tipps, wie ich mit Kuratoren umgehe, die kann ich mir abholen und immer besser werden darin. Meiner Arbeit gerecht zu werden, ist dagegen irgendwie uferlos. Und das ist auch die Antwort auf die Frage, ob ich manchmal denke, ich sei zu gut ausgebildet für das, was da draußen passiert. Ich fühle mich nie zu gut ausgebildet. Ich denke immer, ich muss noch mehr lernen.

SA Ich muss das noch einmal formulieren. Mit »zu gut ausgebildet« meinte ich eigentlich nicht, dass ich zu viel kann, ...

AL ... sondern, dass ich so wenig brauche?

SA Genau. Mein Studien- oder Erfahrungshorizont ist da sehr auf die Merz Akademie bezogen, denn ich habe zwar mal drei Semester Philosophie studiert, das aber abgebrochen, ansonsten war das Gestaltungsstudium an der Merz Akademie mein bisher einziges Studium. Auf jeden Fall habe ich das Gefühl, dass da so viele Felder aufgemacht wurden, die auch nicht mit dem Abschluss des Studiums wieder geschlossen werden, sondern die offen sind und noch unendlich offen bleiben. Und ich denke, ich würde gerne noch mehr lernen und mehr wissen und produzieren. Es ist also gar nicht so, dass ich denke, die Ausbildung hat mir ein festes Set von x und y gegeben und das habe ich jetzt und kann es anwenden.

AL Ich will da auch keinesfalls relativieren. Als Ian danach fragte, habe ich mir gedacht, ich habe viele Dinge gemacht, viele aber auch nicht gemacht. Und das nimmt kein Ende. Ich habe sechs Jahre in Stuttgart studiert, dazu noch Auslandssemester, noch mal zwei Jahre in London. Und das, was mir das lange Studieren im Allgemeinen gebracht hat, ist, dass ich jetzt das Handwerkszeug habe, die Welt um mich herum anzugucken, sehr genau natürlich die Kunstwelt. Aber vor allem – mehr noch als das Handwerk – hat es mir das Selbstbewusstsein gegeben, dass ich mir Dinge selbst erarbeiten kann. Und nicht immer an der Hand meines Tutors hängen muss, der mir dann die Seite umblättert und dann sagt: »So, jetzt liest Du diese



Zeile!« Sondern, dass ich mir das selbst aneignen kann – oder gemeinsam mit meinen Freunden, mit meinen Künstlerkollegen, die an ähnlichen Fragen arbeiten. Und auch gemeinsam mit Kuratoren, mit Institutionen, die an ähnlichen Fragen arbeiten. Das ist einerseits viel, andererseits wenig.

IC Das kann ich nur unterschreiben. Ich glaube, da haben wir – trotz unserer verschiedenen Ausbildungshintergründe – etwas gemeinsam. Und zwar, dass wir in unseren Studien nicht permanent an einer einzelnen Künstlerpersönlichkeit hängen, wie das in der klassischen Kunstausbildung in Deutschland ja zumeist der Fall ist. Dass man als Teil einer Klasse, einer Meisterklasse, dem Meister bis zum Abschluss hörig ist. Und dabei vor dem Problem steht, mit diesem Vorbild umgehen und seine eigene Rolle gegen diese Folie entwickeln zu müssen. Und dessen Position, Werk und auch Relevanz erst mal abzuschütteln. Mit diesen Problemen waren wir an der Merz Akademie ja eher weniger konfrontiert.

AL Das war genau das, worum ich die Studierenden dort immer beneidet habe. Und der Grund für mein Gastsemester an der Merz Akademie. Außerdem entsprach es meiner Vorstellung vom Studieren in der angelsächsischen Welt, die sich dann bewahrheitet hat. Ich hatte viele kleine Fluchten vor dem Meisterklassensystem der Kunstakademie und die Merz Akademie war eine davon, Euer Umfeld, Eure Professoren und die Konferenzen an Eurer Hochschule. Im Meisterklassensystem bist

du immer mit der selben Person konfrontiert. Aber der so etablierte gemeinsame Grund, dieser Common Ground, ist nach einer Weile so common, dass es wenig Worte – zumindest scheinbar wenig Worte – braucht, um zu vermitteln, was man eigentlich macht. Und das produziert wieder ein Umfeld und eine Situation, in der du natürlich immer wieder nur reproduzierst, was schon da ist, was schon auf dich projiziert wurde.

SA Meinst Du, das wird dann zu einem blinden Fleck der Arbeit?

AL Es wird zu einem blinden Fleck, weil es nicht immer wieder neu verhandelt wird.

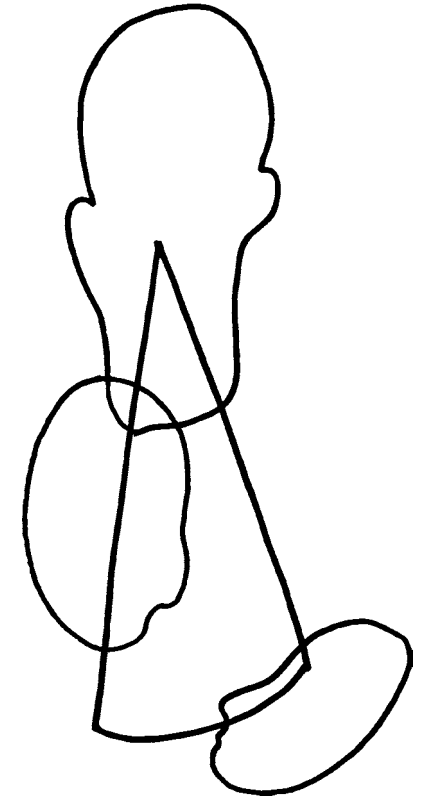
IC Ich war auch schon mit diesem System konfrontiert, habe in einer Klasse an der Kunstakademie studiert, aber diesen gemeinsamen Grund als sehr gewalttätig empfunden – und es daher auch nicht mal zwei Jahre ausgehalten. Die kleinen Gesten, die so viel kommunizieren, die sind natürlich völlig durchpolitisiert und alles andere als common. Sie stellen vor allem Äußerungen und Materialisierungen von einem Machtverhältnis extremer Ungleichheit dar, das natürlich maßgeblich von der Lehrpersönlichkeit produziert, von den Studierenden aber willig und kontinuierlich reproduziert wird. Und in diesem System wird der Professor oder die Professorin dann auch ganz klar, unmissverständlich und oft unhinterfragt zum Maßstab der eigenen Arbeit.

AL Den Zuspruch in der Gruppe, den du erfährst, und den Zuspruch deines

Professors, den die Gruppe natürlich antizipiert, führen einige Leute auf ihre Fähigkeiten zurück. Ich habe den eher als zufällig erfahren: Der mag mich halt jetzt, könnte mich aber auch einfach nicht mögen. Und das ist natürlich so, mal ist er der strafende Gott, ...

IC ... die gute Brust oder die böse Brust.

AL ... und du fragst dich immer: »Welche krieg ich jetzt?« Es ist natürlich ein ernüchternder Moment, wenn du kapiert, dass das mit dir herzlich wenig zu tun hat. Was natürlich ganz gut ist, denn das gibt einem auch Freiraum, einen anderen Freiraum. Die Erfahrung des Professors als Maßstab hatte ich an der Merz Akademie und in England überhaupt nicht, eher ein kollegiales Verhältnis zwischen mir und meinen Kommilitonen, aber auch zwischen mir und meinen Dozenten. Ich glaube, das hat etwas mit der institutionellen Struktur zu tun. Natürlich muss man auch sagen, dass die politische Situation in England auf die Lehre zurückwirkt, ich möchte das hier nicht alles in den Himmel loben, es gibt da auch strukturelle Probleme. Aber nicht die Probleme der Machtverhältnisse und Ungleichheit, die wir gerade angesprochen haben und die sich eigentlich bei jedem Zusammenreffen zeigen. Allein, dass es an der Kunstakademie keinen richtigen Studien- und Zeitplan gibt, sondern dass das jedem Professor selbst überlassen ist. Und man sich an dessen Zeitplan orientiert. Das habe ich immer als gewaltvoll erfahren. Wenn da jemand ist, der dir sagt: »So, jetzt bin ich eine Woche da und Du musst Dir in dieser



Woche Zeit machen. Und wenn nicht, dann hast Du halt für den nächsten Monat keinen Unterricht gehabt.« Das ist eigentlich ein nicht akzeptables Verhältnis. Denkt Ihr, dass die Kunstakademie ehrlicher reflektiert, wie die Welt draußen ist? Weil die Ungleichheit natürlich nicht verdeckt, sondern eigentlich ganz offen ausgelegt ist. Viel offener geht es ja nicht mehr.

IC Ich war schon sehr sensibel für diese ganzen Machtverhältnisse, die an der Kunstakademie herrschten, und habe mich dort nicht wohl gefühlt. Ich merkte, dass es – auch von Seiten der Studierenden – vor allem um äußerst individualistische Bestrebungen ging, war aber selbst viel stärker daran interessiert, mit anderen Studierenden zusammenzuarbeiten. Das war für mich wesentlich wichtiger als etwa auf die Rückmeldungen der Professoren zu warten oder an den Klassenbesprechungen teilzunehmen. Was ich allerdings als sehr erleichternd empfand, war, dass die Frage des Kunstanspruchs – zumindest auf den ersten Blick – weniger dringlich war. Weil im Grunde allen klar war, dass es darum geht, Künstler werden zu wollen. An der Merz Akademie war das ganz und gar nicht der Fall. Da musste jedes »Kunstwollen« erst mal begründet und behauptet werden, was ich lange als sehr anstrengend empfand. Im Nachhinein bin ich allerdings sehr dankbar dafür, dass mir etwa eine meiner Professorinnen ganz deutlich sagte: »Nur weil Du an der Merz Akademie studierst, wirst Du noch lange kein Künstler.« Das ist natürlich erstmal eine große Kränkung, die man da als junger Studierender

erfährt. Ich hatte mir vorgestellt, an diese Hochschule zu kommen, dort meinen Interessen zu folgen und dann nach dem Abschluss Künstler zu sein. Die Kränkung hat sich aber bald als unglaublich produktiv herausgestellt, spätestens als ich kapiert habe, dass die Welt – und gerade auch die Kunstwelt – außerhalb der Akademie dann doch nicht so einfach gestrickt ist.

AL Die richtige Antwort auf den Kommentar Deiner Professorin wäre natürlich gewesen: »Obwohl ich an der Merz Akademie studiere, werde ich Künstler.« Das ist wahrscheinlich für jeden Beruf wichtig. Sich durch die Ausbildung nicht davon abhalten zu lassen, Dinge weiterzuerfolgen. Im Kunststudium findet ja jeder, nicht nur ich, Grund genug, um keine Kunst mehr zu machen. Da muss man gar nicht erst rausgehen in diese ungleiche Welt da draußen. Selbst in der vermeintlich geschützteren Welt der Kunstakademie und der Kunstlehre gibt es schon genug Grund, um diesen Beruf, den man sich da ausgesucht hat, nicht weiterzuerfolgen.

SA Ich habe nie an einer klassischen Kunstakademie studiert, aber was ich in meinem Studium als strukturell gewaltvoll empfunden habe, war die krasse Durchtaktung. Das liegt wahrscheinlich an der Umstellung vom Diplom zum Bachelor. Du hast genau ein halbes Jahr Zeit für ein Projekt ...

AL Ich habe diese Erfahrung auch ganz direkt gemacht. Ein simples Beispiel: An der Kunstakademie kannst du deine Hausarbeit oder deinen Essay schrei-

ben, wann du möchtest. Der Zeitraum wird von dir und deinem Professor bestimmt. Es ist ganz klar, du musst es im Laufe deines Studiums machen, das Abgabedatum und die Zeitabmachungen sind jedoch variabel. Es heißt dann: »Jetzt haben wir unser Treffen und in zwei oder drei Monaten gibst Du das dann ab und dazwischen können wir uns noch zwei Mal treffen, wenn Du das möchtest.« Das sind die Abmachungen, doch die sind sehr flexibel und geben dir eine unglaubliche Freiheit und Flexibilität. In England ist das selbstverständlich nicht so. Da wird der Essay von allen an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Uhrzeit »submitted«. Und wenn du nur eine Sekunde drüber bist, dann nimmt das System diesen Essay nicht mehr an, fertig! Der landet nicht im Postfach von deinem Professor und drei Tage später holt der ihn dann da raus, sondern ist auf dem Server – oder halt nicht.

SA Das ist schon rigider als bei uns an der Merz Akademie. Aber der große Andere verabschiedet sich ja nicht dadurch, dass man in keiner Meisterklasse ist. Ich war zwar nicht notwendig an eine Autorität gebunden, mit der ich mich in Bezug auf meine Arbeit ständig auseinandersetzen musste. Aber natürlich habe ich eher die Kurse bei jemandem besucht, wo das stattgefunden hat, was Du vorhin beschrieben hast – dass der Lehrende die eigene Arbeit respektiert, dass man einen Common Ground hat.

IC Ganz wesentlich für diesen Common Ground sind natürlich die jeweiligen

Interessen, die man teilt oder eben nicht teilt. Das lässt sich in der Projektstruktur und der Projektarbeit sehr schnell und gut herausfinden. Und dann kann man sich ja auch durchaus dafür entscheiden, sich in seinem Studium immer wieder in die Projekte eines einzigen Professors oder einer einzigen Professorin einzuschreiben. Oder man knüpft woanders an und erfährt und lernt dadurch neue oder andere Formen der Zusammenarbeit. Meiner Erfahrung nach bilden sich innerhalb der Akademie und dieser angesprochenen Strukturen schnell Allianzen zwischen Studierenden und Lehrenden. Dabei hatte ich als Studierender immer das Gefühl, dass sich diese auf Augenhöhe abspielen und einen – zumindest eine Weile lang – wirklich ganz schön tragen können. Und was die strukturelle Gewalt angeht, die Du angesprochen hast: die wirkt sich natürlich auch auf die Lehrkörper aus.

AL Vielleicht liegt die Merz Akademie da einfach zwischen diesen Welten, vielleicht auch auf eine ganz gute Art und Weise. Weil man eben doch immer wieder mit den selben Leuten zu tun haben kann, wenn man das möchte. Zu meiner Studienerfahrung zählen daneben zwei Extreme: die deutsche Kunstakademie, wo Du eigentlich fünf, sechs Jahre bei einer Person studierst und das Londoner Goldsmiths, wo man sich zwar für ein paar Tutorials eintragen kann, das ganze aber ein rotierendes System ist und du dir die Dozenten, Tutoren und Kommilitonen nicht aussuchen kannst. Ich wurde eingeteilt in eine Gruppe, so etwas wie eine Klasse, die sich einmal die Woche trifft, und im

nächsten Jahr in eine andere. Man kann natürlich, wenn es ganz extreme Differenzen gibt, einen Weg drum herum finden. Aber eigentlich gibt es nicht so viel Raum für persönliche Vorlieben.

SA Ich wollte noch etwas in den Raum werfen, gar nicht, weil ich da eine Antwort habe, aber weil wir vorhin über Subjektivierung sprachen. Ich frage mich, inwiefern sich die Schule, durch die man geht, auf das eigene Selbstverständnis auswirkt, und ob das einem im Job eher hilft oder ob es eher hinderlich ist.

AL Du meinst, ob man besser funktioniert, wenn man durch bestimmte Systeme gegangen ist?

SA Ja, aber die Frage ist ja auch, ob es für oder gegen ein System spricht, wenn man darin funktioniert – im marktwirtschaftlichen Sinne.

AL Idealerweise schafft man etwas Neues und sich seine Nischen. Und das Ziel ist nicht, irgendeinen Job zu finden.

IC ... oder bestimmte Bedingungen und Praktiken einfach zu reproduzieren.

SA Ein Job in diesem Bereich entspricht für mich fast schon einem Lebensentwurf, den man verfolgt. Wie der dann genau aussieht, das lässt sich natürlich nicht allgemein beantworten. Künstler und Designer sind da ja auch noch mal voneinander zu unterscheiden, und nicht alles, was ich hier anspreche, ist übertragbar. Ich würde dennoch gerne noch mal auf eine Gemeinsamkeit in

Bezug auf die Rolle der Person oder Persönlichkeit zurückkommen. Weil ja, glaube ich, gesagt wurde, dass man im Studium eine Persönlichkeit ausbildet und dann kommt man raus, arbeitet, und muss die komplette Individualität über Bord schmeißen oder sie wird aufgesaugt. Ich habe das Gefühl, dass zum Beispiel im Agenturzusammenhang gerade die Persönlichkeit sehr gefragt ist.

AL Das meinte ich auch, glaube ich, mit »aufgesaugt«. Sie ist sehr gefragt. Weil alle von uns, manchmal mehr und manchmal weniger, ganz spezielle Eigenarten herausgebildet haben, Arten und Weisen, mit denen wir an bestimmte Dinge herangehen, Techniken, mit denen wir arbeiten. Das sind natürlich sehr persönliche und subjektive Arten und Weisen, aber irgendwie sind sie das auch nicht. Und es ist natürlich sehr nützlich, wenn ein Unternehmen die dann nutzen kann, ohne sie selbst im Unternehmen etabliert zu haben. Auch die Kunstwelt funktioniert meiner Erfahrung nach so, dass Leute sich zusammenbauen, Stückchen für Stückchen, und dass du dann, wenn du Glück hast, eventuell ganz günstig irgendwie in den Betrieb reinpasst. Und du erst so deinen eigenen Raum darin schaffst.

SA Das ist etwas, was vielleicht ein bisschen übergeschwappt ist von der Kunst in den angewandten Grafikbereich. Obwohl man ja eigentlich erwarten würde, dass da die Anwendung und die Arbeit selbst Hauptaugenmerk sein sollten, findet sich so etwas zunehmend formuliert. So wird zum Beispiel in

Bewerbungsausschreibungen mit Anforderungen um sich geworfen, die eigentlich die Persönlichkeit beschreiben und gar nicht die Arbeit.

AL Wie fühlst Du Dich damit?

SA Zwiegespalten. Ich finde es natürlich schön, wenn ich meine Persönlichkeit einbringen kann. Wenn es jemandem nicht völlig egal ist, wen er einstellt. Wenn ich nicht austauschbar bin – als Person. Wenn immerhin nur meine Arbeit austauschbar ist, insofern sie eine Dienstleistung ist. Andererseits weiß ich natürlich auch, dass ich dabei irgendwie meine Persönlichkeit kommodifiziere, und unter welchen Bedingungen ich das machen muss. Du, Adrianna, hast ja berichtet, dass Du, wenn Du ein eigenes Projekt gemacht hast oder im Studium künstlerisch gearbeitet hast, immer geschaut hast, dass Du ein Budget lockermachen kannst, weil es Dir ein Anliegen war, das Projekt bis zu einem gewissen Punkt zu bringen. Und wie Du heute die Arbeit einschränkst, wenn das nicht mehr gegeben ist. Wenn ich davon ausgehe, dass meine Persönlichkeit wesentlich mit meiner Arbeit verknüpft ist, bedeutet das ja umgekehrt, dass ich mich selbst miteinschränke, wenn ich mich in meiner Arbeit einschränke. Das empfinde ich als ganz schön unbehaglich.

IC Du meinst, im Sinne des Bedürfnisses des Kunden, der etwas von dir will?

SA Genau. Ich sehe es einerseits völlig ein, da auch meine Persönlichkeit einzubringen, weil ich selbst die Vorstellung

habe, dass kreative Arbeit das noch mehr erfordert als beispielsweise ein rein administrativer Job. Doch wenn ich es in dann im Licht unbezahlter Überstunden betrachte, dann finde ich das natürlich nicht gut und denke, ich würde lieber auf das bezahlte Feierabendbier oder tolle berufsfremde Aktivitäten verzichten, weil ich weiß, dass das auch Strategien sind, um mich einzubinden und auf ganz persönlicher Ebene zu verpflichten. Und vor diesem Hintergrund klingt es auf einmal ganz attraktiv, stattdessen von acht bis siebzehn Uhr zu arbeiten und danach zu gehen und abschalten zu können.

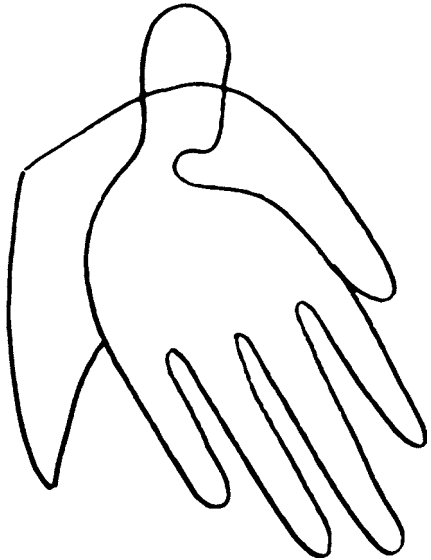
AL Ich arbeite gerade an einem Projekt zur Freundschaft, zu dem ich von einem Kurator eingeladen wurde. Und zwar sehr konkret an unserer Freundschaft entlang. Das ist natürlich genau das, was ständig passiert: dass ein persönliches Verhältnis aufgebaut wird, das dann ganz einfach angeeignet werden kann. Das ist, was ich meine, wenn ich von »aufgesaugt« oder »ausgeschlachtet« spreche. Es funktioniert, weil es mit unseren persönlichen Beziehungen und Gefühlen spielt. Sich dagegen zu wehren, würde bedeuten, sich gegen seine sozialen Bindungen zu wehren und gegen seine Persönlichkeit. Es produziert eine sehr starke Anrufung an dich, dich ganzheitlich einzubringen. Und wenn du das nicht tust, was für eine Art von Persönlichkeit hast du denn dann?

SA Dann machst du ja deine Arbeit nicht richtig.

AL Ich glaube, das ist etwas, das in jeder Arbeit passiert. Wir identifizieren uns alle sehr stark mit unserem Beruf, ob du jetzt einen administrativen Job hast oder in der Fabrik Schrauben zusammenschraubst. Das produziert einen bestimmten Geist und einen bestimmten Körper und das bist dann ja auch du.

SA Ich übe keinen administrativen Beruf aus, aber ich glaube, dass der Bereich, in dem wir arbeiten, das noch extremer begünstigt. Weil es eben diese doppelte Bindung gibt: zum einen gemäß dem eigenen Anspruch zu arbeiten oder frei zu arbeiten oder sich in seiner Arbeit zu entfalten. Und dann besteht dieser Anspruch ja auch als äußere Anforderung. Also einmal, was du sollst, und einmal, was du willst. Und das fällt hier halt sehr schnell zusammen.

AL Beliebt ist ja auch die Unterscheidung zwischen Beruf und Berufung. Die finde ich immer unheimlich. Weil der Beruf dann natürlich das ist, was du ausübst, um Geld zu verdienen, um dein Leben zu leben und zu gestalten. Und die Berufung ist eigentlich, was außerhalb deiner willentlichen Wirkung liegt, was du so machen *musst*. Mit Blick auf kreative Berufe wird gerne von Berufung gesprochen, aber vergessen, dass man sich immer auch für etwas entscheidet. Das mystifiziert, was es ist. Dabei geht es nicht nur um das glorifizierte Künstlertum oder den genialistischen Designer, sondern um viel harte Arbeit. Und um unbezahlte oder sehr niedrig bezahlte Arbeit, die mit vielen Überstunden einhergeht. Diese wird damit



gerechtfertigt, dass man ja dabei seiner Berufung folgt und sich selbstverwirklicht. Selbstverwirklichung finde ich natürlich ganz toll, aber komischerweise ist sie in der Gesellschaft, in der wir gerade leben – und zwar völlig egal, ob man Design macht oder Kunst macht oder Krankenschwester ist – so kanalisiert, dass die Frage ist, wie viel Raum da tatsächlich ist. Also, dieses Selbst ist schon sehr definiert und kommodifiziert. Eine dematerialisierte Ware, die sich lustigerweise auch im Körper materialisiert.

SA Damit konkret umzugehen, das kann einem das Studium natürlich nicht mitgeben. Dadurch, dass man im Studium Subjektivierungstheorien behandelt, ist man sich dieser Problematik irgendwie bewusst. Aber kann sich ihr trotzdem nicht entziehen. Oder habt Ihr den Eindruck, Ihr wart darauf vorbereitet und könnt damit gut umgehen?

AL Die Körper, die einen da lehren, sind natürlich Körper, die genau denselben Regelmäßigkeiten unterworfen sind und die sich auch selbstverwirklichen, indem sie andere unterrichten. Aber eben auch nicht.

IC Ich glaube, die Lehre hat bei mir an den Stellen am stärksten gefruchtet, an denen ich festgestellt habe, dass ich dranbleiben muss. Und mir ist schon klar, dass sich das – nicht nur strukturell – ganz analog zu den Leistungsgesellschaftlichen Anrufungen außerhalb der Akademie verhält. Aber es ist eben auch ein ganz zentrales Moment: zu verstehen, dass ich meinen eigenen

Interessen folgen und meine eigenen Wege und Praktiken herausbilden muss, um etwas für mich selbst herauszufinden. Diese Erkenntnis klingt erst mal wahnsinnig allgemein, sie war aber ganz entscheidend für mich und für die Form, in der ich mein Studium verfolgt habe. Es ging plötzlich nicht mehr darum, gute Bewertungen oder Anerkennung für meine Arbeit zu bekommen, sondern um die Lust, bestimmte Gedanken, Denkweisen, Haltungen, Beziehungen, aber natürlich auch Techniken zu verstehen und mich dazu ins Verhältnis zu setzen. Und dann eben darum – und das ist bis heute natürlich nicht anders – eigene Wege und Möglichkeiten zu finden, mit den Dingen und Bedingungen, die mich interessieren und die ich erlebe, umzugehen.

AL Und wie ist das dann, wenn Du selbst unterrichtest?

IC Das ist dann natürlich meine Selbstverwirklichung. Nein, jetzt im Ernst: Ich versuche, bestimmte Fragestellungen, Themen und Probleme in den Raum zu stellen, die mich selbst interessieren. Und die Studierenden dadurch zu motivieren – und vielleicht auch zu aktivieren –, dass ich zuallererst schon mal selbst begeistert bin von dem, was ich da anbiete oder problematisiere. Das immer wieder herzustellen, erfordert natürlich viel Anstrengung, Selbstmotivation und ein gewisses Maß an Selbstausschöpfung. Es führt aber andererseits immer wieder dazu, dass ich tatsächlich auch selbst begeistert bin. In die jeweilige Lehrsituation, die unterliegt ja verschiedenen Dynamiken und ist

jedes Mal anders, arbeite ich mich immer so ein, dass ich bei möglichst vielen Studierenden ein Interesse wecke, am besten natürlich ein eigenes. Ich versuche dabei, alles so transparent wie möglich zu halten, was gerade bei jungen Studierenden schon eine Herausforderung ist, da viele noch glauben, dass sie erst mal irgendwo abgeholt werden wollen. Oder hauptsächlich mit der Frage beschäftigt sind, was sie später machen und werden wollen, und dabei aus dem Blick gerät, was sie eigentlich momentan gerade machen, brauchen oder wollen. Ein Kurs geht für mich deshalb nicht dann gut zu Ende, wenn die Studierenden dieses oder jenes wissen, können oder hergestellt haben – auch wenn sie selbstverständlich auch ganz konkrete Dinge lernen, produzieren und ihre Sensorien entwickeln müssen –, sondern wenn sie es schaffen, sich in ein möglichst reflektiertes Verhältnis zu dem zu setzen, was ich anbiete. Und dabei im Idealfall ihren eigenen Begehren etwas näherkommen.